

Kapitel 1

Die Sprachkritik in der poetologischen Diskussion der Nachkriegsliteratur

Wer die Diskussionen um das Metaphorische, die Auseinandersetzungen um das *Für* und *Wider* des Metapherngebrauches in Philosophie, Rhetorik und Literatur bis zu ihren Anfängen in der antiken Stilistik zurückverfolgt, wird sehr rasch den engen Zusammenhang zwischen Fragen der Metapher und Fragen der Erkenntnis- und Sprachkritik finden. Die Einleitung hat diesen Zusammenhang für das 20. Jahrhundert nachgezeichnet. Wenngleich der Begriff der Metapher oder der bildlichen Rede, dem Ursprung und Ort seiner ersten Definition nach, vorrangig ein rhetorischer oder stilistischer ist, haben wir gezeigt, daß in seiner Problematisierung weit mehr im Spiel ist als die Frage nach der rhetorischen Struktur oder – im literaturwissenschaftlichen Bereich – die Frage nach der Literalität oder poetischer Funktion. Wo immer der Einsatz figürlicher Rede für unverzichtbar gehalten oder gänzlich verboten wird, ergeht dieses Urteil mit Hilfe von Begriffen und Maßstäben, die letztlich einem erkenntnistheoretischen Rahmenmodell entnommen sind und welche die Tauglichkeit der sprachlichen Mittel hinsichtlich ihres Anspruches auf Wahrheit und Richtigkeit kritisch abschätzen.

Was für die Geschichte des Metaphorischen und seiner Reflexion allgemein gilt, gilt in ganz besonderem Maße für die Reflexionen über Anspruch, Sinn und Funktion, gesellschaftliche Möglichkeiten, Widerstände und die sprachliche Ausgangslage der Nachkriegsliteratur in Deutschland. Und die Antworten, die in diesem Zusammenhang gefunden wurden, haben die Diskussion um das Metaphorische, so konträr sie im einzelnen auch ausfallen mögen, maßgeblich bestimmt.

Die Einmütigkeit, mit der sich die Sprachkritik in den ersten Nachkriegsjahren artikuliert, ist vor allem eine Einmütigkeit in der Wahl des Gegners: die Sprache der Nationalsozialisten. Um es vorweg zu nehmen: ihre Einsinnigkeit bestimmt aber auch von vornherein die Begrenztheit ihrer Geltung und zum Teil den mangelnden Tiefgang ihrer Argumente. Denn die Sprachkritik der Nachkriegszeit verfängt sich immer wieder im machttheoretischen Modell der Sprache, dem sie selbst oft nur um den Preis selbstbezogener Inkonsistenz entkommt. Die Dämonisierung politischer Macht und ihrer machtdispositiven Sprache überwältigt gleichsam den Sprachtheoretiker, indem sie ihm den be-

grifflichen Rahmen vorzeichnet, innerhalb dessen er sein Spracherneuerungsanliegen konzeptualisieren muß. Die Wiederkehr des Kritisierten zeigt sich noch in etwas anderem: es bewahrt eine heute nur noch schwer verständliche Wahrheits- und Wirklichkeitsgewißheit, die in allen sprachtheoretischen, poetologischen und ethisch-moralischen Gedankengängen aufscheint¹.

Auch die in sprachkritischen Zusammenhängen erste weithin vernehmbare und noch heute gewichtige Stimme ist von einem verborgenen Dogmatismus in den Tiefen ihres sprachkritischen Ansatzes nicht frei²: gemeint ist die von Max Horkheimer und Theodor W. Adorno gemeinsam noch vor dem Ende der nationalsozialistischen Diktatur anhand von Gesprächsnotizen Gretel Adornos 1944 verfaßte, aber erst 1947 in Amsterdam erschienene *Dialektik der Aufklärung*³, welche die Schwierigkeiten des Neuansatzes auch für die literarische Sprachkritik beispielhaft antizipiert. Hier wird die allumfassende Korrumpierung der Sprache durch den Nationalsozialismus an eine geschichtsdynamische, genauer: an eine gesamtabendländische Instanz rückgebunden, die den Nationalsozialismus zur späten und letzten Konsequenz hat: die Aufklärung als eine Geisteshaltung der überall hinreichenden Unterwerfung aller Natur, sowohl der äußeren als auch der inneren des Menschen, unter das Gesetz der Ausbeutung. Ihre Brisanz erhalten die Thesen durch die unerhörte Behauptung, daß die Aufklärung selbst der Grund sei, „warum die Menschheit, anstatt in einen wahrhaft menschlichen Zustand einzutreten, in eine neue Art von Barbarei versinkt“⁴, warum Aufklärung, die antrat, im Dienste der Menschheit die letzten Reste mythologischen und abergläubischen Denkens auszumerzen, in Mythologie, also in das unübersichtliche Ineinander von Sachverhalt auf der einen und Schuld oder Gratifikation⁵ auf der anderen Seite, anders gesagt: in die „Konfusion zwischen Natur und Kultur“⁶ zurückschlägt. An anderer Stelle haben dies die Koautoren

¹ Es ist sicher kein Zufall, daß weder René Hockes oder Wolfgang Weyrauches neorealistentes Programm noch der sozialkritisch engagierte Realismus der älteren Generation der Gruppe 47 über die Nachkriegszeit hinaus für die Entwicklung der Künste produktiv geworden sind; auch sind bis auf wenige Ausnahmen keine stilistischen Innovationen zu nennen, die sich als Konsequenzen aus der machttheoretischen Reflexion der Nazisprache bezeichnen ließen; erst als sich die sprachkritische Reflexion aus ihrer Fixierung auf die nationalsozialistische Sprache befreit (etwa bei Ingeborg Bachmann) und das Modell der einsinnigen Sprachreinigung aufgibt, erreicht die Diskussion ein Niveau, das für die jüngere Generation und die Literatur der 60er Jahre stimulierend sein konnte.

² Vgl. hierzu A. WELLMER, Zur Kritik von Moderne und Postmoderne. Vernunftkritik nach Adorno, in: DERS., Zur Kritik von Moderne und Postmoderne. Vernunftkritik nach Adorno, Frankfurt a. M. 1985, 48–114.

³ M. HORKHEIMER / T. W. ADORNO, Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente, Frankfurt a. M. 1969.

⁴ Horkheimer / Adorno, Dialektik der Aufklärung, a.a.O., 1.

⁵ Zum Begriff des Mythologischen vgl. J. HABERMAS, Theorie des kommunikativen Handelns, Bd. 1, Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalisierung, 4. Aufl., Frankfurt a. M. 1987, 72ff.

⁶ Habermas, Theorie des kommunikativen Handelns, a.a.O., 79.

die rastlose Selbstzerstörung der Aufklärung genannt. Sie besagt, daß die strikte Beschränkung auf die Tatsachen „als Triumph subjektiver Rationalität erscheint“, dabei allerdings nicht nur „die Unterwerfung alles Seienden unter den logischen Formalismus“⁷ betreibt, sondern auch das unmittelbar Vorfindliche als letzten normativen Wert verabsolutiert. Alles, was nicht als Beitrag zur Gewinnmaximierung und Optimierung zweckrationalen Verhaltens gelten kann, also auch die Reflexion über Ziel und Wünschbarkeit des Gewonnenen, wird als Aberglaube insinuiert und abgestoßen. Rationalität, gedeutet als instrumentelle Vernunft, brennt das letzte Potential ihrer Selbsttranszendierung aus, und dies, weil sie sich als eine Instanz, in deren Namen bislang die Erfordernisse der Rechtfertigung und die Bedürfnisse nach letzter Fundierung behoben wurden, eingestehen muß, daß sie nicht auch noch sich selbst legitimieren kann.

Nicht anders verhält es sich in kultureller Hinsicht. Das Kapitel *Kulturindustrie, Aufklärung als Massenbetrug*⁸ macht deutlich, daß die industrielle Herstellung von Kulturgütern den Bedürfnissen, die sie sodann beheben, allererst auf die Spur hilft und heteronom dem einzelnen einschreibt, was dieser für seine autonome und selbstmächtige Willensentscheidung hält. Kulturindustrie behebt also lediglich, was sie vorher initiiert und in den Individuen gleichschaltet. Die Überwältigung des einzelnen ist bis in die Sphären seiner Wünsche und Gefühle vorgedrungen, die einst seine Individualität und Eigentümlichkeit begründet hat: Rationalität schlägt alles mit Gleichheit. Die strukturelle Gewalt in sich kreisender ökonomischer und kultureller Rationalität schließt sich zu einer umfassenden Täuschung und Fremdbestimmung zusammen, die im Totalitarismus der Nazibarbarei ins Ziel kommt. Die Sprache nun ist ihr erstes Agens:

Bei der Selbstbesinnung über seine eigene Schuld sieht sich Denken daher nicht bloß des zustimmenden Gebrauchs der wissenschaftlichen und alltäglichen, sondern ebenso sehr jener oppositionellen Begriffssprache beraubt. Kein Ausdruck bietet sich mehr an, der nicht zum Einverständnis mit herrschenden Denkrichtungen hinstrebte, und was die abgegriffene Sprache nicht selbsttätig leistet, wird von den gesellschaftlichen Maschinerien präzis nachgeholt⁹.

Kein Ausdruck bietet sich mehr an – was seine Universalität, mithin seine Radikalität anlangt, so läßt dieses Urteil nichts zu wünschen übrig. Es kann als symptomatisch für die sowohl ältere als auch *junge Generation* der Nachkriegsliteratur gelten. So heißt es bei Wolfdietrich Schnurre über die Schwierigkeiten eines sprachlichen und dichterischen Neuanfangs:

Es war kein einfaches Schreiben. Es gab keinen ethischen Rückhalt. Es gab keine Tradition. Es gab nur die Wahrheit. Nicht einmal die Sprache war mehr zu gebrauchen; die Nazijahre und die Kriegsjahre hatten sie unrein gemacht. Sie mußte erst mühsam wieder Wort für Wort abgeklopft werden. Jedem Und, jedem Adjektiv gegenüber war Vorsicht

⁷ Horkheimer / Adorno, *Dialektik der Aufklärung*, a.a.O., 33.

⁸ Horkheimer / Adorno, *Dialektik der Aufklärung*, a.a.O., 128–176.

⁹ Horkheimer / Adorno, *Dialektik der Aufklärung*, a.a.O., 2.

geboten. Die neue Sprache, die so entstand, war nicht schön. Sie wirkte keuchend und kahl¹⁰.

Nicht viel anders in der Stoßrichtung und in der Sache argumentiert das Nachwort der Erzähl-Anthologie *Tausend Gramm*, die Wolfgang Weyrauch 1949 herausgab¹¹ und die das Schlagwort der *Kahlschlagliteratur* auf den Weg gebracht hat, oder Georg Gusmanns *Odysseus. Aufzeichnungen eines Heimkehrten*:

Worte sind fragwürdig geworden wie alles, was einst eine Welt ausmachte. Wozu brauchen wir Dichter? Wenn die Worte, aus denen sich einstmal ihr Werk gearb, nicht nur den Glanz verloren, sondern wenn diese Worte auch ihren Gehalt von sich warfen (...). Wozu brauchen wir Dichter? Wer jetzt dichtet, der lügt¹².

Besonders eindringlich formuliert Elisabeth Langgässer als Vertreterin der bald aufgrund ihrer stillhaltenden Duldung des Naziregimes in die Kritik geratenen *inneren Emigration* die „verlumpfte und verlodderte“, „blutrünstig(e) und ganovenhaft(e)“¹³ Sprache. Das folgende Zitat gibt auch, indem es das Fortwirken der Nazisprache im Bildfeld unentschärfter Minen metaphorisiert, einen lebendigen Eindruck davon, für wie mächtig einerseits der ideologische Automatismus mißbrauchter Sprache und die durch sie fortwirkende Ideologie gehalten werden und für wie dringlich andererseits, daraus folgend, eine „Generalreinigung“¹⁴ oder Entschärfung nationalsozialistisch besetzter Sprache bzw. eine Inventur des ungefährlich Sagbaren gelten muß:

Noch glaubt man vielerorts, eine Sprache und Ausdrucksweise ungeprüft übernehmen zu können, die einmal in den Händen von entsetzlichen Verbrechern und fürchterlichen Dummköpfen der Vernichtung und dem Untergang unseres Kontinents gedient haben, und wie spielende Kinder gräbt man überall scharf geladenes Zeug aus und ahnt nicht die unermeßliche Gefahr, die das falsch gebrauchte Wort, die unentgiftete und unentschärfte Sprache in sich birgt¹⁵.

Die Liste ähnlicher Zitate und Übereinstimmungen in der Sache ließe sich fast beliebig fortsetzen.

Gewichtiger aber als die sachlichen Übereinstimmungen der sprachkritischen Äußerungen, wie sie sich in den poetologischen Reflexionen der Nachkriegsliteratur finden, mit dem sprachtheoretischen, zivilisationsgeschichtlich untermauerten Befund der *Dialektik der Aufklärung* sind Ähnlichkeiten in der argumentativen Struktur und in ihren Voraussetzungen. Da ist zum einen die Rationalitätskritische Grundhaltung der Koautoren. Der Nationalsozialismus

¹⁰ W. SCHNURRE, zit. in: U. WIDMER, 1954 oder die „Neue Sprache“. Studien zur Prosa der „jungen Generation“, Düsseldorf 1966, 11.

¹¹ W. WEYRAUCH (Hrsg.), *Tausend Gramm*. Sammlung neuer deutscher Geschichten, Hamburg / Stuttgart u. a. 1949.

¹² G. GUSMANN, *Odysseus. Aufzeichnungen eines Heimkehrten*, Duisburg 1947, 82.

¹³ E. LANGGÄSSER, Schriftsteller unter der Hitler-Diktatur, in: Ost und West 1947, Heft 4, 36–41, 38.

¹⁴ Langgässer, Schriftsteller unter der Hitler-Diktatur, a.a.O., 39.

¹⁵ Langgässer, Schriftsteller unter der Hitler-Diktatur, a.a.O., 41.

wird ja nicht einfach als Barbarei der mythischen Indifferenz zugeschlagen, der mit dem Modell einer gesteigerten Vernunft beizukommen wäre. Die Herrschaft der Nationalsozialisten gilt vielmehr als letzte Konsequenz der Vernunft. Das hat in den sprachkritischen Diskussionen insofern seine Entsprechung, als – überaus auffällig – Vernunft als Legitimationsgrund neuen Sprechens gar nicht erwogen wird: rationales Kalkül als Prüfinstanz für verdächtiges Vokabular fällt jedenfalls ebenso aus wie Vernunft als Konstitutionsregel der neuen Sprache. Im Gegenteil: in keinem Manifest spielt die Vernunft eine herausragende Rolle im Prozeß der Spracherneuerung. Wilhelm Lehmann macht in der Begründung seines naturlyrischen Sprechens keinen Versuch, rationale Elemente aufzunehmen. Die stünde auch quer zu seinem Grundmodell, denn er setzt vielmehr auf die Macht des richtigen Mythos, und der rechte Mythos ist jener, der von Rationalität und Reflexion noch nicht verunreinigt wurde.

Trotzdem wäre es falsch, der literarischen Sprachkritik nach 1945 wie der *Dialektik der Aufklärung* grundsätzlich eine irrationalistische Tendenz zu unterstellen. Denn Adorno und Horkheimer lassen keinen Zweifel daran, daß sie auf eine Kritik der falschen, weil einsinnig zweckorientierten Rationalität setzen, ohne Rationalität preiszugeben: kritisches Denken „verlangt heute Parteinahme für die Residuen von Freiheit, für die Tendenzen zur realen Humanität“¹⁶.

Aus der ambivalenten Haltung, die zwischen Fortsetzung oder Wiederaufnahme des kritischen Vernunftprojekts, des rationalitätskritischen Denkens und der machttheoretisch argumentierenden Sprachresignation die Mitte hält, resultieren zwei gänzlich unterschiedene sprachkritische Optionen, die sich in der Nachkriegsliteratur auf verschiedene, zum Teil in ihrem Selbstverständnis recht konträre Gruppen verteilen. Ist die Kunsttradition, aber auch die Vernünftigkeit als sprachlegitimatorische Instanz außer Kurs gesetzt, so lassen sich dennoch zwei Kandidaten ausmachen, denen man die Bildung einer integren Sprache zutraut: einerseits den aus dem Schweigen geborenen oder durch den Gang in die Emigration¹⁷ rein erhaltenen Sprachkern und andererseits das leid-

¹⁶ Horkheimer / Adorno, *Dialektik der Aufklärung*, a.a.O., IX.

¹⁷ Bei Peter Weiss etwa findet sich die Idee einer durch die Exilierung rein erhaltenen Sprache, die mit einer Poetik der Einfachheit zusammengebracht wird: „Ich glaube, der Umstand, nicht in Deutschland zu leben, bedeutet, daß ich die Sprache irgendwie rein erhielt. Das ist es auch, worauf die Kritik hinwies. Es hängt damit zusammen, daß so viele unnötige Sachen abgeschliffen wurden. In meinem ersten deutschen Buch *Der Schatten des Körpers des Kutschers* arbeitete ich noch bewußt mit der verwickelten deutschen Sprache, der Lianensprache mit den langen Perioden. Jetzt hingegen versuche ich, eine Art Einfachheit zu erreichen, wenn ich schreibe. Das stimmt auch besser mit der Tradition überein, die gerade jetzt in Deutschland aktuell ist. Das Deutsche hat sich ja nach dem Kriege gewaltig verändert. Mein eigenes Ideal war vor dem Krieg Hesse und recht viel Romantik. Das wurde ganz anders. Heute finde ich, daß Brecht das Schönste schrieb, was im Deutschen geschrieben wurde.“ (T. v. VEGESACK, *Kann man in zwei Sprachen schreiben?* Interview mit Peter Weiss, in: Peter Weiss im Gespräch, hrsg. v. R. Gerland und M. Richter, Frankfurt a. M. 1986, 27–30; 29)

purgierte Subjekt, aus dem heraus die poetische Kraft erneut entfaltet werden kann.

Mit dem ersten hängt zusammen, was man die *Selbstversiegelung des Sprechens* nennen könnte; daß nämlich Kritik von unverantwortlicher Sprache performativ vorführt (und vorführen muß), wie Sprache, durch die Erfahrung ihrer universalen Korrumpierung hindurchgegangen, dem entgeht, wogegen sie argumentiert: ihrer Korrumpierung. Bei Paul Celan heißt es:

Erreichbar, nah und unverloren blieb inmitten der Verluste dies eine: Die Sprache. (...) Aber sie mußte nun hindurchgehen durch ihre eigenen Verantwortlichkeiten, hindurchgehen durch furchtbares Verstummen, hindurchgehen durch die tausend Finsternisse todbringender Rede. Sie ging hindurch und gab keine Worte her für das, was geschah: aber sie ging durch dieses Geschehen. Ging hindurch und durfte wieder zutage treten, ‚angereichert‘ von all dem¹⁸.

Oder Ingeborg Bachmann:

Wir, befaßt mit der Sprache, haben erfahren, was Sprachlosigkeit und Stummheit sind – unsre (...) reinsten Zustände! –, und sind aus dem Niemandsland wiedergekehrt mit Sprache, die wir fortsetzen werden, solange Leben unsere Fortsetzung ist¹⁹.

Und Elisabeth Langgässer:

Diese Heimat (des Dichters: die Sprache, Anm. d. Verf.) nun hat sich um den Dichter während der Hitler-Diktatur immer mehr verengt; sie hat sich (...) zusammengezogen bis auf den letzten Kristall; das letzte Urgestein, das der Dichter selber war – und in dem schrecklichen Vorgang dieses Zusammengepreßtwerdens erduldet der Dichter die härteste Probe auf seine Unzerstörbarkeit²⁰.

Nicht ohne Grund ist von daher auch die *Dialektik der Aufklärung*, von der unsere Analyse ausging, ein so schwieriges Werk: ihre dunkle und überkomplexe Diktion, ihre durch dialektische Pointen mit einem seltsamen Firnis von Distanz und Unangreifbarkeit überzogenen Argumentationsbewegungen wird man ebenso wie die Lyrik Langgässers und die Fortsetzung des hermetischen Gedichts oder die spezifisch deutsche Rezeption des Surrealismus in der Nachkriegslyrik ab 1952 in diesem Zusammenhang, d.h. im Zusammenhang mit der Idee einer *Selbstversiegelung des Sprechens* betrachten und bewerten müssen. Ähnliches gilt für die Idee einer in der integren Natur arretierten Semiosis, wie sie die Naturlyrik entfaltet hat.

Die andere Option setzt voll und ganz auf die kritische Potenz der Authentizität eines durch seine Kriegserfahrungen gereinigten, auf seine Wahrhaftig-

¹⁸ P. CELAN, Ansprache anlässlich der Verleihung des Literaturpreises der Freien Hansestadt Bremen, in: DERS., Gesammelte Werke in 5 Bde., hrsg. v. B. Allemann und St. Reichert unter Mitwirkung v. R. Bücher, Frankfurt a. M. 1986, Bd. 3, 186.

¹⁹ I. BACHMANN, Werke in 4 Bde., hrsg. C. Koschel u. a., München Zürich 1982, Bd. 4, 50.

²⁰ Langgässer, Schriftsteller unter der Hitler-Diktatur, a.a.O., 38.

keit verpflichteten und vertrauenden Subjekts²¹. Hier wären die Initiatoren und Beiträger der zunächst amerikanisch lizenzierten (dann aber wieder verbotenen) Zeitschrift *Der Ruf*, realistische Positionen, wie sie Autoren der *Gruppe 47* vertreten, etwa Andersch, Grass und Schnurre, Borchert und Böll, aber auch Gusmann und Weyrauch zu nennen²².

Allen Ansätzen gemeinsam – und das ist das zweite, worin die *Dialektik der Aufklärung* in struktureller Hinsicht ihre Schatten auf die Nachkriegsdebatten um die Möglichkeiten des Sprechens nach Auschwitz vorauswirft – ist aber das allgemeine Wahrheitspathos und die Wahrheitsgewißheit, mit der das sprachkritische Urteil ergeht und die das nach einer neuen Sprache suchende Subjekt sich von einem archimedischen Punkt aus zutraut²³. Der Widerspruch zwischen dieser Gewißheit und der postulierten ungebrochenen Macht der beschädigten oder verunreinigten Sprache verdankt sich wohl vorrangig strategischem Kal-

²¹ Vgl. hierzu weiter unten die Analysen zu Borcherts kunsttheoretischem Essay *Das ist unser Manifest*. Ilse Aichinger ist eine der wenigen Ausnahmen, die in das Mißtrauen gegen die Sprache auch das um ihre Reinigung wahrhaftig bemühte Selbst einbezieht. In ihrem *Aufruf zum Mißtrauen* heißt es: „Sie sollen nicht Ihrem Bruder mißtrauen, nicht Amerika, nicht Rußland und nicht Gott. Sich selbst müssen Sie mißtrauen. Der Klarheit unserer Absichten, der Tiefe unserer Gedanken, der Güte unserer Taten! Unserer eigenen Wahrhaftigkeit müssen wir mißtrauen! Schwingt nicht schon wieder Lüge darin? Unserer eigenen Stimme! Ist sie nicht gläsern vor Lieblosigkeit? Unserer eigenen Liebe! Ist sie nicht angefüllt von Selbstsucht? Unserer eigenen Ehre! Ist sie nicht brüchig vor Hochmut?“ (I. AICHINGER, *Aufruf zum Mißtrauen*, in: *Der Plan* 1 (1946), Heft 7, 588–589; 588). Poetologisch setzt sie dieses Mißtrauen gegen die kahlgeschlagene, der direkten Repräsentation fähige Sprache als Idee einer aus der freiwilligen Selbstbeschränkung gewonnenen Innovation um; vgl. die Erzählung *Der Gefesselte*, in: DIES., *Der Gefesselte*. Erzählungen, Frankfurt a. M. 1954, 7–25; DIES., *Über das Erzählen in dieser Zeit*, in: *Die Literatur* 1 (1952), Heft 6, 1.

²² Dem Gründungsmanifest der zunächst interzonalen und überparteilichen *Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands* ist die für die spätere DDR-Kulturpolitik konstitutive Variante des Anspruchs auf moralische Integrität und wahrhaftem Sprechen zu entnehmen. Aus der antifaschistischen Opposition heraus formulierte sowohl der Staat als auch die Literaten, die dieser als Erzieher einsetzt und fortan auf seine Ziele verpflichtet, ihr unumstößliches Geltungsmonopol: „eine neue deutsche Intelligenz“ soll dem „deutschen Volke auf neuen Wegen führend vorangehen“, und dies im Namen der Wahrheit, des freiheitlich-demokratischen Geistes und antifaschistischer Gesinnung. Weil der Geltungsanspruch sich aus dem antifaschistischen Gründungsmythos der DDR ableitet, gilt schon ein Einfordern der Begründung als landesverräterischer Akt; wird überdies der ideologische Dogmatismus mit stilistischen Optionen verbunden – was die wüste Formalismuskampagne von 1951 und die Doktrin des sozialistischen Realismus belegt –, kann ein Verdikt gegen einen Schriftsteller allein aus sprachformalen Gründen ergehen, was ja auch geschah. (Das Zitat findet sich im *Aufruf zur Gründung des „Kulturbundes zur Demokratischen Erneuerung Deutschlands“*, in: *Manifest und Ansprachen*, gehalten bei der Gründungskundgebung des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands am 4. Juli 1945, Berlin (Aufbau-Verlag) 1945, 4–9; 6).

²³ Vgl. J. SCHRÖDER, „Ohne Widerstand – keine Hoffnung“ (Max Frisch). *Literatur als Widerstand nach 1945*, in: J. Wertheimer (Hrsg.), *Von Poesie und Politik. Zur Geschichte einer dubiosen Beziehung*, Tübingen, 173–193.

kül. Denn das „Festhalten am Anspruch exemplarischer Subjektivität und am traditionellen Erkenntnisprivileg des Schriftstellers“²⁴ fordert die Dämonisierung der Sprache zu einer anonymen Macht, die sich in den Hirnen der Sprecher unbewußt reproduziert – ein Umstand, der – so will es das Selbstbild – allein durch die „Geburtshilfe“ der Schriftsteller und ihr sprachinnovatorisches Bemühen gebrochen wird.

Man kann diesen subtilen Selbstwiderspruch, der sich bereits in der *Dialektik der Aufklärung* ankündigt und sich dann wie ein roter Faden durch die Diskussionen der Nachkriegsliteratur zieht, auch so formulieren: Das Konstatieren der Korrumpierung von Sprache rekurriert zunächst auf die Idee pragmatischer Offenheit des Sprachgebrauchs; Sprache kann offenkundig korrumpiert werden. Daraus resultiert auch wesentlich die sprachkritische Brisanz. Diese Offenheit des Sprachgebrauchs in pragmatischer Hinsicht steht sodann aber quer zur machttheoretischen Formulierung des Beharrungsvermögens falscher Sprache, das für die Kritiker der Sprache nicht gelten soll. Man kann aber nicht einen Sprachdeterminismus proklamieren, ohne sich bereits selbst über ihn zu erheben, und man kann sich nicht über ihn erheben, ohne ihn immer schon als aufgehoben zu betrachten. So setzen sich die Theoretisierungen der Nazisprache nicht selten dem Vorwurf aus, sie beanspruchten das zu übersteigen, wovon sie sagen, daß man es nicht übersteigen könne.

An zwei bekannten Beispielen, an Victor Klemperers philologischen Notizen *Die unbewältigte Sprache*²⁵ und an der Rubrik *Aus dem Wörterbuch des Unmenschlichen*²⁶, läßt sich dies eindringlich zeigen. Beginnen wir mit dem letzterem. Die Rubrik *Aus dem Wörterbuch eines Unmenschlichen* läuft zunächst von 1945 an durch drei Jahrgänge der Zeitschrift *Die Wandlung* und wird dann von Dolf Sternberger, Gerhard Storz und W. E. Süskind unter nämlichem Titel 1957 in Buchform herausgegeben. Erklärtes Ziel der Beiträge ist es, den verdeckten Spuren einer Sprache des Unmenschlichen nachzugehen, um schließlich diese Sprache uns fremd zu machen oder, was dasselbe ist, die „Diktatur des vorgeprägten Wortes“ – so Süskind auf dem Schriftstellerkongreß von 1947 in Berlin – zu brechen. An den Beiträgen läßt sich nun durchgängig die argumentationsstrategische Konfundierung zweier Bedeutungsbegriffe erkennen. Zunächst wird unter einem Lemma zumeist über etymologische Herleitungen, Präfixvarianten (Bsp.: Ausrichtung, Zurichten, Anrichten, ...) und grammatikalische Spekulationen die Geschichte seiner Korrumpierung erzählt. Der Nachweis der Verletzung der Sprachdignität hat nicht nur den Begriff der Sprache als eines diachronisch

²⁴ R. SCHNEIDER, Realismustradition und literarische Moderne: Überlegungen zu einem Epochenkonzept ‚Nachkriegsliteratur‘, in: *Der Deutschunterricht* 33 (1981), Heft 3, 3–22; 14.

²⁵ V. KLEMPERER, *Die unbewältigte Sprache*. Aus dem Notizbuch eines Philologen. ‚LIT‘, Darmstadt o.J., zuerst 1946 in Dresden veröffentlicht.

²⁶ D. STERNBERGER, G. STORZ und W. E. SÜSKIND, *Aus dem Wörterbuch des Unmenschlichen*, München 1962.

offenen Zeichenzusammenhangs, der sich allaugenblicklich verändern und damit auch korrumpiert werden kann, zur Voraussetzung, sondern rekuriert auch auf einen Bedeutungsbegriff, wonach die Bedeutung eines Wortes sein Gebrauch in der gesellschaftlichen Praxis ist. Wenn es aber dann darum geht, das Fortleben der nationalsozialistischen Sprache darzutun, wird eine bisweilen deterministisch gedachte Verknüpfung von Wort und Bedeutung, Regel und Anwendung, Grammatik und Denken angenommen. So zieht die verderbte Sprache den Verderb des Menschen, der sie spricht, nach sich. Hier folgt die Argumentation der Überzeugung einer Semantik, die von einem substantiellen oder starr kodifizierten Vertrag zwischen dem Wort und seiner Bedeutung ausgeht und der Sprache zuschreibt, was eigentlich der Gesinnung ihrer Verwender vorzuwerfen ist. Nun aber zum zweiten Beispiel.

Viktor Klemperer, durch die Veröffentlichung seiner Tagebücher zu postumem Ruhm gelangt, ist von vornherein vorsichtiger und angesichts der Schrecken und Bedrohungen, von denen sein Tagebuch Zeugnis ablegt, erstaunlich behutsam. Sein Buch ist keine systematische sprachtheoretische Entfaltung, es ist auch keine Auflistung von Sprachformen und lexikalischen Einheiten, in denen die Korruption der Sprache offenkundig würde und deren Fortleben zu belegen wäre. Klemperer geht es eher um eine essayistische Darstellung der Sprachverwendung und ihres gesellschaftlichen Kontextes, in dem sie ihre unheilvolle Signifikanz erhielt.

Aber eine ganze Weile wird es bis dahin noch dauern, denn zu verschwinden hat ja nicht nur das nazistische Tun, sondern auch die nazistische Gesinnung, die nazistische Denkgewöhnung und ihr Nährboden: die Sprache des Nazismus²⁷.

Doch die deterministischen Anklänge, die in der Metapher des Nährbodens angedeutet sind, erscheinen, was die Analyserichtung angeht, als eher irreführend. Denn an keiner Stelle des Großessays wird die Verführung zu einer nazistischen Geisteshaltung der Sprache als solcher angelastet, sondern stets der Spezifik ihres Gebrauchs. Geht die machttheoretische Reflexion der Nazisprache davon aus, daß in ihr unsichtbare ideologische Sedimente transportiert werden, die, vom Sprecher unbewußt gesprochen, ihn überwältigen, so vertritt Klemperer wenige Seiten nach dem obigen Zitat das genaue sprachtheoretische Gegenteil:

Was jemand willentlich verbergen will, sei es nur vor anderen, sei es vor sich selber, auch was er unbewußt in sich trägt: die Sprache bringt es an den Tag²⁸.

Man kann also sogar von der Transparenz der Gesinnung in der Sprache sprechen; die Sprache ist ihr Symptom, nicht ihre Ursache. Dazu stimmt es, daß Klemperer die Meinungs- und Pressefreiheit, die Möglichkeit eines individuellen Stils als Garant gegen die Macht annimmt. Was die Nationalsozialisten der

²⁷ Klemperer, *Die unbewältigte Sprache*, a.a.O., 10.

²⁸ Klemperer, *Die unbewältigte Sprache*, a.a.O., 18.

Sprache antaten, war die Beschneidung ihrer freien Verwendung, die „Armseeligkeit der uniformierten Sklaverei“²⁹. Und diese konformistische Beschränkung der Sprachfreizügigkeit verhindert die Pluralität und Vielfalt des menschlichen Wesens. Die Folge sind „Massenfanatismus“ und „Massensuggestion“³⁰.

Ortet die Literatur nach dem Zweiten Weltkrieg das Fundamentalproblem ihres Entstehens einheitlich in ihren eigenen medialen Voraussetzungen, mithin in der Sprache, in der sie arbeitet, so bedeutet dies noch nicht unbedingt die Einheitlichkeit in der Perspektive, unter der das Problem wahrgenommen wird; wie man Fragen nach Mechanismen, Form und Folgen der Sprachzerstörung beantwortet und welche Vorschläge zur Lösung man anerkennt, ist somit noch nicht eindeutig entschieden. Man kann sagen, die Sprache, die der Literat nach 1945 vorfindet oder vorzufinden meint, ist durch die vollständige Defizienz auf allen funktionalen Dimensionen gekennzeichnet. Sie ist durch ideologische Besetzung, semantische Verdrehung und Verwischung von Bedeutungskonturen für den Ausdruck von emotionalen Leidzuständen für die Manifestation der Identität eines Subjekts und die Beschreibung der Welt gleichermaßen unbrauchbar. Und sie kennt in appellativer Hinsicht nur zweierlei: den Befehl, der dem Empfänger Gewalt antut, und die Propaganda, die diese Gewalt legitimieren soll. Der Begriff, der diese vielfältigen Defizienzen zusammenfaßt, ist – und hier wird die Vorbildlichkeit von Karl Kraus ganz deutlich – die eindimensionale Sprache der *Phrase*. Nicht nur die Diagnose der Phrasenhaftigkeit, mit der die Zerstörung der Kultur betrieben wurde, oder die Beharrlichkeit, mit der vor der Wiederkehr des scheinbar Überwundenen gewarnt wird, ist das Erbe der Sprachkritik von Kraus. Auch der enge Implikationszusammenhang, ja beinahe das bruchlose Ineinandergehen der verschiedenen Geltungsansprüche, nämlich moralischer Richtigkeit, referentieller Wahrheit, Verständlichkeit und ästhetischer Wahrhaftigkeit, ist in dieser Radikalität vor 1945 nur von Karl Kraus gefordert worden. Bei Langgässer heißt es entsprechend:

Nun gilt es, bescheiden zu werden, wachsam und demütig und einfach – ja allererst einfach. Ich meine damit jene Einfachheit, die ohne Tiefe nichts wert ist – und eine Tiefe, die nicht Gefühlsschwämme, Trieb und Gedankenarmut in sich schließt, sondern höchste, unerbittliche Klarheit, Redlichkeit und Moralität³¹.

²⁹ Klemperer, *Die unbewältigte Sprache*, a.a.O., 29.

³⁰ Klemperer, *Die unbewältigte Sprache*, a.a.O., 31.

³¹ Langgässer, Schriftsteller unter der Hitler-Diktatur, a.a.O., 41. Früher wurde bereits darauf hingewiesen, daß dieses Ineinander von Geltungsansprüchen in der Kulturpolitik der DDR für viele Jahre dogmatisch wurde (der Artikel Langgässers ist nicht von ungefähr in der russisch lizenzierten Zeitschrift *Ost und West* erschienen) und so eine einfache, leicht verständliche und an die Konventionen des Mimetischen gebundene, d. h. realistische Schreibweise bis in die frühen 70er zum unwiderruflichen Ideal erhob, von dem abzuweichen demjenigen, der dies tut, sofort den Vorwurf des Reaktionären und Dekadenten eintrug, mit zum Teil rigoros repressiven Konsequenzen.

In diesem Zitat wird erkennbar, daß der ostentative Moralismus, von dem die Literatur getragen ist, sofort die Form seiner Artikulation impliziert³², und umgekehrt: daß jede Form literarischen Sprechens, die sich nicht durch Reduktion und Verzicht, Einfachheit und Kürze³³ auszeichnet, als moralisch verwerflich und, was ihren Wirklichkeitsbezug und Anspruch auf Wahrhaftigkeit anlangt, als lügenhaft erscheint. Die Poetik der Bestandsaufnahme oder der Inventur³⁴ auf der einen Seite, vor allem aber die Vorbehalte gegen jede Abform

³² So heißt es in einem Interview von 1955 mit I. Bachmann: „Wenn die Sprache eines Schriftstellers nicht standhält, hält auch das, was er sagt, nicht stand.“ (Zit. im Vorwort zu: DIES., Wir müssen wahre Sätze finden. Gespräche und Interviews, hrsg. v. C. Koschel und I. v. Weidenbaum, München Zürich 1983, 7.) Oder Schnurre: „Er (der Schriftsteller, Anm. d. Verf.) schreibt, weil ihm etwas nicht paßt, weil er empört, erschüttert, in Mitleidenschaft gezogen ist. Er ist immer Moralist; auch dort noch, wo er scheinbar brutal schreibt. Nie wird er zu Konzessionen bereit sein, stets aber ist er auf engsten Kontakt mit der Wirklichkeit aus. Nicht so sehr literarischer Ehrgeiz: sein Gewissen treibt ihn zum Schreibtisch.“ (W. SCHNURRE, Kritik als Waffe. Zur Problematik der Kurzgeschichte, in: Deutsche Rundschau 87 (1961), 191–199; 194).

³³ Vgl. hierzu P. SANDMEYER, Schreiben nach 1945. Ein Interview mit Wolfdietrich Schnurre, in: Literaturmagazin 7. Nachkriegsliteratur, hrsg. v. N. Born und J. Manthey, Reinbek bei Hamburg 1977, 191–202; 198: „Was nun das Schreiben anging, so war hier das Mißtrauen in die Sprache oft geradezu unüberwindbar. Denn die Sprache war es ja gewesen, die sich zuerst hatte verführen lassen. Und sie war nicht nur zur Soldatenhure, sie war auch zum nazistischen Spitzenreiter geworden. Mit dieser Verräterin jetzt Umgang zu haben war ein arges Geschäft. Man beschränkte sich aufs Wesentliche. Ließ kein einziges, unklares, gar mißbrauchtes Wort in sie ein. Schrieb wie gemeißelt. Sah jedes Und als möglichen Denunzianten an. Warf mehr Wörter heraus, als man hereinnahm. Klopfte ab. Vollzog Säuretests. Biß sozusagen in jedes Wort vor Gebrauch. Der Zunge bekam das nicht. Wohl aber der Schreibe. Sie war nicht gleich wieder lesbar. Aber sie war redlich. Es ließ sich schon einiges sagen mit ihr. Man hatte, auf seinen ersten, so entstandenen Kurzgeschichten, Gedichten stehend, auf einmal wieder so etwas wie Boden unter den Füßen.“

³⁴ Gleichsam als Erkennungszeichen dieser Poetik der Inventur gilt das berühmte, auf Erlebnisse der Kriegsgefangenschaft zurückgreifende Gedicht *Inventur* von Günter Eich:

Das ist meine Mütze
dies ist mein Mantel,
hier mein Rasierzeug
im Beutel aus Leinen.

Konservenbüchse:
mein Teller, mein Becher,
ich habe in das Weißblech
den Namen geritzt.

Geritzt hier mit diesem
kostbaren Nagel,
den vor begehrliehen
Augen ich berge.

Konservenbüchse:
mein Teller, mein Becher,
ich habe in das Weißblech
den Namen geritzt.

Geritzt hier mit diesem
kostbaren Nagel,
den vor begehrliehen
Augen ich berge.

so dient er als Kissen
nachts meinem Kopf.
Die Pappe hier liegt
zwischen mir und der Erde.

der sogenannten *Kalligraphie*³⁵, ästhetischer Weitschweifigkeit und poetischer Stilisierung finden hier ihr argumentatives Fundament.

Man darf sich allerdings nicht verwirren lassen: auch wenn scheinbar das Gegenteil behauptet und immer wieder beschworen wurde, man „sei weniger auf die Form als auf eine handfeste Aussage erpicht“³⁶, so ist diese Verabschiedung der Ästhetik rhetorischer Natur. Denn es ist gerade die Form, die für die Integrität des Gesagten bürgt oder es unter Verdacht stellt. Nur wenn unter ästhetischem Schreiben eine bestimmte Form gedacht ist, die sich dem Prinzip der Direktheit und Einfachheit nicht unterstellt, gewinnt der postulierte Ausstieg aus der Ästhetik überhaupt Sinn³⁷.

Wir sagten es bereits: hinter dem Wahrheitsanspruch, den stilistischen Vorgaben und dem moralischen Rigorismus, wie er für die Literaten des *Kahlschlags* oder der *Stunde Null* typisch ist, steht als sein Prinzip und erster Rechtfertigungsgrund das authentische Subjekt. Auch wenn Schnurre dies an einer anderen Stelle seines Interviews mit Peter Sandmeyer ausdrücklich ablehnt, nämlich daß die Grunderlebnisse fundamentaler Zustände und die eindringlichen Kriegserfahrungen wie „Angst, Tod, Grauen, Hunger, Mut, Verzweiflung, Feigheit“³⁸ zugleich für die Legitimierung unverbrüchlicher Werte beansprucht werden: es ist genau dies. Der Zerstörung tradiertener bürgerlicher und literarischer Werte, die sich angesichts der Kriegserfahrung als brüchig erwiesen hatten, steht eine fundamentale Werte- und Wahrheitserfahrung gegenüber, die sich allein durch die Eindringlichkeit der Schreckenserlebnisse begründet: man begann, heißt es später, „den eigenen unregelmäßigen Herztakt, das Würgen im

Im Brotbeutel sind
ein Paar wollene Socken
und einiges, was ich
niemand verrate,

Die Bleistiftmine
lieb ich am meisten:
tags schreibt sie mir Verse,
die nachts ich erdacht.

Im Brotbeutel sind
ein Paar wollene Socken
und einiges, was ich
niemand verrate,

Die Bleistiftmine
lieb ich am meisten:
tags schreibt sie mir Verse,
die nachts ich erdacht.

³⁵ Vgl. G. René HOCKES Essay *Deutsche Kalligraphie oder Glanz und Elend der modernen Literatur* (in: Der Ruf, Nr.7, 15.11.1946) sowie H. W. RICHTER, Fünfzehn Jahre, in: Almanach der Gruppe 47 (1947–1962), hrsg. von H. W. Richter in Zusammenarbeit mit W. Mannzen, Reinbek bei Hamburg 1962, 8–14; 8.

³⁶ W. SCHNURRE, Warum ich nicht wie Swift schreibe. Wolfdietrich Schnurre über ein gefährliches literarisches Vorbild, in: Fünfzehn Autoren suchen sich selbst. Modell und Provokation, hrsg. v. U. Schulz, München 1967, 21–32; 30.

³⁷ Vgl. W. SCHNURRE, Der Ausmarsch, in: DERS., Man sollte dagegen sein, Olten Freiburg i.B. 1960, 19: „Der Ästhetendünkel des Außenseiters hatte sich zu sehr in einem festgefressen, als daß man ihn jetzt ohne große Anstrengung wieder hätte ablegen können. Er hing mir fast das ganze Jahr fünfundvierzig über noch an, obwohl ich nun auch bewußt gegen ihn anscrieb. Bewußt, ja. Denn Ästhetizismus verseucht. (...) Er macht hochmütig, dieser Ästhetendünkel, hochmütig auf Kosten des Menschen.“

³⁸ Sandmeyer, Schreiben nach 1945, a.a.O., 191.

Hals, den Blutgeschmack auf der Zunge zu buchstabieren³⁹. Hier wird deutlich, daß die Absetzung und Reinigung der nationalsozialistischen Sprache nur der eine, vorrangige und vor allem explizit und klar herausgearbeitete Ansatzpunkt einer „bestandsaufnehmenden Schreibe (war), die ohne schmückendes Beiwort, ohne Qualm, ohne Nebensatz auskam“⁴⁰. Den anderen führt uns Borcherts Manifest *Das ist unser Manifest*⁴¹ vor.

Zunächst einmal ist auffällig, daß das Manifest für ein Dokument des Kahl-schlags – Kahlschlag verstanden als eine auf den Nazijargon bezogene sprach-reinigende Bemühung –, erstaunlich arm an sprachkritischen Äußerungen ist; nur verstreut und allenfalls nebenbei sind sie anzutreffen: daß man das *Du* des Generals vor der Schlacht⁴² nicht mehr hören will, den näselnden Ton der Stu-dienräte nicht mehr, die „schon die Väter so brav für den Krieg präparierten“⁴³. Sprachkritisch ist auch die obstinate Wiederholung des „niemals mehr“ in den Eingangsabschnitten intendiert: die neue Sprache will also auch eine Sprache des bewahrenden Gedächtnisses sein, die dem Leid, aus dem sie geboren ist, eingedenk bleiben und so ihrem Auftrag, eine Wiederholung des Leides zu ver-hindern, Rechnung tragen will. Kurz: die neue Sprache soll Träger jener War-nung sein, die der Schriftsteller als das Legat der Toten an die nachfolgenden Generationen übernimmt.

Doch weitaus profiliert als die Kritik an der Nazisprache und ihrer un-heilvollen Rolle in der Befehligung des Krieges ist die Orientierung an der Kriegserfahrung selbst, wenn es darum geht, die neue Sprache zu entwerfen und zu legitimieren. Borchert denkt die neue Sprache und kalkuliert die Bedürf-nisse, die sie erfüllen soll, sogar ausschließlich von der Erfahrung des Krieges her. Betrachtet man Struktur und Anlage des Textes, aber auch die bildkompo-sitorischen Verfahren, so bemerkt man, daß das Manifest die Wiederkehr der vergangenen Schrecken beschwört, die sich in die Gegenwart hineinschieben und mit der Gegenwart überblenden. Die sexuellen Erlebnisse und gesellschaft-lichen Zerstreuungen in der Gegenwart etwa werden überlagert von Kriegser-fahrungen aus der Vergangenheit:

die blaubeschnittenen Augenhöhlen der Toten im Eissturm, die violettwütigen Schlünde der kalten Kanonen – und die lilane Haut unserer Mädchen am Hals und etwas unter der Brust. Lila ist nachts das Gestöhn der Verhungernden und das Gestammel der Küssen-den. Und die Stadt steht so lila am nächtlichen lilanen Strom⁴⁴.

Doch die expressionistische Farbsymbolik, die Schnoddrigkeit und ordinäre Drastik, die das Manifest über weite Strecken beherrscht, nicht zuletzt seine

³⁹ Sandmeyer, Schreiben nach 1945, a.a.O., 193.

⁴⁰ Sandmeyer, Schreiben nach 1945, a.a.O., 193.

⁴¹ W. BORCHERT, *Das ist unser Manifest*, in: *Das Gesamtwerk*, mit einem biograph. Nachwort v. B. Meyer-Marwitz, Hamburg 1949, 308–315.

⁴² Vgl. Borchert, *Das ist unser Manifest*, a.a.O., 308.

⁴³ Borchert, *Das ist unser Manifest*, a.a.O., 313.

⁴⁴ Borchert, *Das ist unser Manifest*, a.a.O., 310.

durch hohe Redundanz gesteigerte Eindringlichkeit sind nicht ausschließlich begründet in der traumatischen Struktur der Erfahrungen, die sie evozieren. Der Text ist auch das Manifest und der Legitimationsversuch einer Sprache, die er selber vorführt; insofern ist er ein Beispiel performativer Literatur, die das sprachlich einzulösen sucht, wovon sie handelt, und die bestrebt ist, in aggressiver, elliptischer und schnörkelloser Sprache den Kriegserfahrungen, die sie beschreibt, angemessen zu sein:

Nein, unser Wörterbuch, das ist nicht schön. Aber dick. Und es stinkt. Bitter wie Pulver. Sauer wie Steppensand. Scharf wie Scheiße. Und laut wie Gefechtslärm⁴⁵.

Aber die unhintergehbare Ebene erfahrener Kriegsgewalt und die psychische Hetze, die Traumata und die Beschädigungen, die der Krieg in den Köpfen der Menschen hinterläßt, diktieren zugleich auch negativ, was an Sprache und Literatur nicht mehr geht:

Wir brauchen keine Dichter mit guter Grammatik. Zu guter Grammatik fehlt uns Geduld. Wir brauchen die mit dem heißen heiser geschluchzten Gefühl. Die zu Baum Baum sagen und zu Weib Weib sagen und ja sagen und nein sagen: laut und deutlich und dreifach und ohne Konjunktiv. Für Semikolons haben wir keine Zeit und Harmonien machen uns weich und die Stilleben überwältigen uns: Denn lila sind nachts unsere Himmel. Und das Lila gibt keine Zeit für Grammatik, das Lila ist schrill und ununterbrochen und toll⁴⁶.

Die legitimatorische Figur der neu zu gewinnenden Sprache und die Kriterien ihrer Wahrheit, aber auch die Instanz, die mit der literarischen Tradition brechen will, haben wir bereits kennengelernt; es ist die purgierende Macht der Leid-, Tod- und Schreckenserfahrungen, denen eine unanfechtbare moralische Überzeugungskraft beigemessen wird: „Unsere Moral ist die Wahrheit. Und die Wahrheit ist neu und hart wie der Tod. Doch auch so milde, so überraschend und so gerecht. Beide sind nackt. (...) Sag die Wahrheit, sag sie so rot, wie sie ist: voll Blut und Mündungsfeuer und Geschrei“⁴⁷.

Wie bindend die Idee einer durch Leiderfahrungen begründeten Wahrhaftigkeit des erkennenden Subjekts für die Nachkriegsliteratur gewesen ist, zeigt eine seltsame Begründungsfigur von Elisabeth Langgässer; aufgerufen, über den *Schriftsteller unter der Hitler-Diktatur* zu referieren, begründet sie ihre Inkompetenz zunächst mit dem Argument, sie habe kein Leid und keine Quälereien er-

⁴⁵ Borchert, *Das ist unser Manifest*, a.a.O., 312.

⁴⁶ Borchert, *Das ist unser Manifest*, a.a.O., 310. Vgl. auch (W. BORCHERT, *Im Mai, im Mai schrie der Kuckuck*, in: DERS., *Das Gesamtwerk*, a.a.O., 226–243; 228): „Denn wer unter uns, wer dann, ach, wer weiß einen Reim auf das Röcheln einer zerschossenen Lunge, einen Reim auf einen Hinrichtungsschrei; wer kennt das Versmaß, das rhythmische, für eine Vergewaltigung, wer weiß ein Versmaß für das Gebell der Maschinengewehre, eine Vokabel für den frisch verstummtten Schrei eines toten Pferdeauges, in dem sich kein Himmel mehr spiegelt und nicht mal die brennenden Dörfer, welche Druckerei hat Zeichen für das Rostrot der Güterwagen (...) ? Geht nach Haus, Dichter, geht in die Wälder, fangt Fische, schlägt Holz und tut eure heroische Tat: Verschweigt!“

⁴⁷ Borchert, *Das ist unser Manifest*, a.a.O., 313.

dulden müssen; dann aber wird sofort ein anderer Kandidat für eine alternative Begründung der Authentizität erwogen: das in sich konzentrierte Subjekt. „Ich muß mich ganz und gar beschränken auf das Kristallisationsgesetz, welchem jede Formwerdung untersteht: nichts als ich selber zu sein“⁴⁸.

Das Metaphernfeld der Nacktheit, neben dem Symbolzusammenhang des Lichtes seit dem Rationalismus fester Bestandteil der epistemischen Diskussion, sagt es deutlich: Krieg und Tod haben nackte Tatsachen geschaffen, die unwiderleglich scheinen, sich also auf eine Weise *von selbst* verstehen, daß man über deren erkenntnistheoretischen Status nicht umständlich zu diskutieren braucht. Wahrheit und Falschheit treten nicht nur klar auseinander, sondern die Welt der nackten Tatsachen wird in einer Weise für selbsterschlossen gehalten, daß man allein der neuen Sprache, von der man meint, sie sei als das unmittelbare Produkt von dieser Welt der Tatsachen bestimmt, ihre adäquate Repräsentation zutraut – eine Sprache, deren beglaubigter Status aufgrund des Authentischen der Kriegserfahrung unstrittig und fraglos wäre.

Es läßt sich absehen, daß Symbol und Metapher im Rahmen einer Poetik der Inventur, des schlichten Addierens⁴⁹ und im Klima eines allgemeinen Mißtrauens gegen alles, was in irgendeiner Form ideologisch belastet sein könnte, problematisch scheinen. Zunächst wird der Metapher, die man entgegen dem Selbstverständnis der Naturlyriker als deren vorrangiges Verfahren ausmachte, das Versagen und Stummbleiben der Literatur angesichts der Schrecken der Konzentrationslager angelastet; Schnurre spricht vom „bestickten Metaphernvorhang“, den das naturlyrische Gedicht, „während über Auschwitz die Rauchwolken aufstiegen“, „vor dieser Todesfabrik“ herabließ⁵⁰. Bezeichnenderweise werden dann auch die Korrumpierung der Nazisprache und ihr Fortleben vornehmlich an Metaphern und Symbolen demonstriert.

Man muß sich als Autor allerdings klar darüber sein, daß Auschwitz und die Greuel dieses Krieges die Buchstaben, die Wörter, die Begriffe, erst recht die Symbole verändert haben, was dazu zwingt, sie anders zu gebrauchen als bisher. Ich weiß nicht, worin diese Veränderungen bestehen. Aber ich spüre sie: die Wörter sind schwerer geworden, die Sätze

⁴⁸ Langgässer, Schriftsteller unter der Hitler-Diktatur, a.a.O., 37.

⁴⁹ Vgl. hierzu Borchert (Borchert, Im Mai, im Mai schrie der Kuckuck, a.a.O., 229): „Alles, was wir tun können, ist: Addieren, die Summe versammeln, aufzählen, notieren. Aber diesen tollkühnen sinnlosen Mut zu einem Buch müssen wir haben! Wir wollen unsere Not notieren, mit zitternden Händen vielleicht, wir wollen sie in Stein, Tinte oder Noten vor uns hinstellen, in unerhörten Farben, in einmaliger Perspektive, addiert, zusammengezählt und angehäuft, und das gibt dann ein Buch von zweihundert Seiten. Aber es wird nicht mehr drin stehen als ein paar Glossen, Anmerkungen, Notizen, spärlich erläutert, niemals erklärt, denn die zweihundert bedruckten Seiten sind nur ein Kommentar zu den zwanzigtausend unsichtbaren Seiten, zu den Sisypusseiten, aus denen unser Leben besteht, für die wir Vokabel, Grammatik und Zeichen nicht kennen.“

⁵⁰ W. SCHNURRE, Dreizehn Thesen gegen die Behauptung, daß es barbarisch sei, nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, in: DERS., Der Schattenfotograf. Aufzeichnungen, München 1978, 454–457, 454.

störrischer, die Begriffe konkreter, die Symbole haben sich abgenutzt; und ich ahne, daß mir hieraus Forderungen erwachsen, die ich mit aller Kraft – meiner schriftstellerischen, meiner ethischen, meiner psychischen, ja, ich fürchte, auch mit meiner physischen – zu erfüllen trachten muß⁵¹.

Zum zweiten läßt das Ideal unmittelbarer Sprache, Einfachheit und direkter Aussage die Metapher, von der man sagt, sie enthülle ihren Sinn erst auf der Basis eines komplexen Netzwerks von kulturell verbürgten Symbol- und Zeichenzusammenhängen, kaum zu. Damit hängt ein Drittes zusammen. Die Ablehnung von Weitschweifigkeit und *Kalligraphie* bzw. dessen, was darunter verstanden wird, nämlich die Tradition des Symbolismus, zieht die Ablehnung seines kardinalen Mittels nach sich: die Ablehnung der Metapher.

Der Vorwurf allerdings, durch sachliches Nennen und literarische Inventarisierung einfacher Gegenstände allein sei auf Dauer keine Wirkung zu erzielen und der postulierte Auftrag von Mahnung und Erneuerung nicht zu leisten, ließ nicht lange auf sich warten. Er „wurde etwa seit 1948 immer häufiger gegen die Autoren des ‚Kahlschlags‘ und der ‚Stunde Null‘ erhoben und führte langfristig dazu, daß sich Autoren der ‚jungen Generation‘ allmählich vom Ideal der Reportage- und Dokumentationsliteratur ab- und der stärker stilisierenden Literatur zuwandten“⁵². Die Wandlung hat sicher auch damit zu tun, daß angesichts der komplexen ästhetischen Herausforderungen das realistische Erfahrungsmodell und davon abgeleitet, das deterministische Sprachmodell, als etwas verstanden wurde, das zu ihrer Bewältigung nicht ausreichen würde.

Die Rückkehr des Metaphorischen und die Differenzierung ihrer poetischen Ausformung sind in diesem Zusammenhang sowohl für die Kritik als auch für Begründung der neuen Literatur entscheidend. Karl Krolows Entfaltung einer Poetik des ludistischen Gedichts, die naturlyrische Elemente mit surrealistischen Bildverfahren zusammenführt, Ingeborg Bachmanns und Paul Celans stark von Metaphern geprägte Lyrik, die man mit der Tradition des hermetischen Gedichts in Verbindung gebracht hat, die Erprobung von Formen geistlicher Lyrik unter modernen Vorzeichen und unter Einsatz moderner Verfahrensweisen, wie wir sie bei Christine Lavant kennenlernen werden, die Hausse der reinen Naturlyrik etwa von Wilhelm Lehmann, Oscar Loerke, Georg Britting und Elisabeth Langgässer, aber auch die Kritik an der surrealistischen Bildlichkeit und ihren Abwandlungen, die Kritik an den naturlyrischen Rudimenten in der Lyrik Krolows oder der naturlyrischen Bildlichkeit überhaupt, wie sie für die Tradition des politischen Gedichts und der engagierten Literatur charakteristisch ist, sind in diesem Kontext zu sehen.

⁵¹ Schnurre, Warum ich nicht wie Swift schreibe, a.a.O., 23.

⁵² G. MÜLLER, Die Literatur der Bundesrepublik und der deutschsprachigen Schweiz, in: Geschichte der deutschen Literatur vom 18. Jh. bis zur Gegenwart, hrsg. v. V. Žmegač, Königstein 1984, Bd. 3, 385–590; 426.